

EIN TOLLER tag UM AUFZUSTEHEN.



Bitte antworten:
 Ich abonniere die taz
 Ich vermittele eine(n) neue(n) Abonnentin|Abonnementen
 Ich verschenke ein Abo
 politischer Preis Standardpreis ermäßigter Preis
 (€41,90|Monat) (€34,90|Monat) (€23,90|Monat – ohne Prämie)

Als Prämie wähle ich (für ein Jahresabo ab Standardpreis)
 taz-Jubiläums-Kapuzenjacke
 Frauen S M L, Männer M L XL
 Umhängetasche und Buch
 Haiku-Messer Chroma Type 301
 Touché-Spiel von ©TOM
 Karton mit 2 x 6 Energiesparlampen (8 Watt/14 Watt)
 Weitere Prämien unter www.taz.de/abo

Zahlungsweise
 jährlich halbjährlich vierteljährlich
Lieferadresse
 Vorname|Nachname
 Straße|Hausnr.
 PLZ|Ort
 Vorwahl|Telefonnr.
 E-Mail
 Datum|Unterschrift
Einzugsermächtigung | Rechnungsadresse
 KontoinhaberIn|Zahlerin
 Straße|Hausnr.
 PLZ|Ort
 Geldinstitut
 BLZ|Kontonr.
 Datum|Unterschrift

Widerrufgarantie: Die Bestellung eines Jahresabonnements der Tageszeitung kann innerhalb von vierzehn Tagen schriftlich bei der taz-Aboabteilung, PF 61 02 29, 10929 Berlin widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.
 Ich interessiere mich für die taz-Genossenschaft. Bitte schicken Sie mir Infomaterial zu.
 taz-Aboabteilung
 abomail@taz.de | T (030) 25 90 25 90
 www.taz.de/abo



AUS MOMBASA
 MARC ENGELHARDT

Dekha Ibrahim Abdi lässt sich in ihrem dunkelblauen Tschador auf einer Bank mit Blick auf den Indischen Ozean nieder. Es ist neun Uhr früh, der Wind weht schwüle, salzschwere Meeresluft herüber. Dekha Abdi streicht sich eine Schweißperle von der Wange, dann beginnt sie zu sprechen. Und schon nach dem ersten Satz ist nachvollziehbar, warum der so gemütlich wirkenden Mittvierzigerin marodierende Rebellen ebenso zuhören wie korrupte Militärs oder hilflose Politiker. Neben ihrer Beharrlichkeit ist es dieses Charisma, das sie berühmt gemacht hat – nicht nur im weiten Nordosten Kenias, sondern inzwischen auch weit darüber hinaus.

Dekha Abdi war 27 Jahre alt, als in ihrer Heimatstadt Wajir ein lange unterdrückter Konflikt ausbrach. „Tagsüber haben wir uns vor dem Militär gefürchtet, nachts vor den Milizen.“ Das war 1991. Der Nachbarstaat Somalia war gerade zusammengebrochen, täglich geschahen Gräueltaten. Menschen wurden auf offener Straße erschossen.

Abdi arbeitete als Lehrerin. Nach dem Unterricht hastete sie zu ihrer einjährigen Tochter nach Hause, sie fühlte sich bedrückt wie nie zuvor oder nie danach in ihrem Leben. „Wir konnten zusehen, wie die Gesellschaftsstrukturen zerbröselten.“ Krieg und Frieden waren in dieser Gesellschaft Männersache; es ging um Waffen, Weideland und Vieh. Doch Abdi und einige Freundinnen scherten sich nicht um solche Traditionen. „Wir waren von Anfang an entschlossen. Nur wussten wir nicht genau, wie wir es anstellen sollten.“ Die Frauen fragten eine deutsche Ärztin, die in Wajir arbeitete. Sie riet ihnen, keinen reinen Frauenzirkel zu gründen. Als zum ersten Mal Männer und Frauen zusammen saßen, berichtete eine Flüchtlingsfrau aus Mogadischu vom Dauerkrieg in der somalischen Hauptstadt. Zum Abschluss fragte sie die Anwesenden: Wollt ihr so leben?

„Das wollte ich nicht“, sagt Abdi auch heute mit großer Entschiedenheit. Schnell machte sie die Erfahrung, dass eine Bürgerbewegung alleine keinen Frieden garantieren kann. Deshalb wollte sie auch die im Nordosten Kenias so verfeindeten staatlichen Institutionen einbeziehen.

Die Ausgangslage war schwierig. Seit der Unabhängigkeit Kenias im Jahr 1963 hatte das Militär im Nordosten mit Notstandsgesetzen regiert. In dieser Zeit unterdrückten die Soldaten alle Auseinandersetzungen in der Gesellschaft. Als der Landesteil 1991 die gleichen Rechte bekam wie das übrige Kenia, eskalierten die Konflikte um Weideland, Vieh und Erbrechte. Angefangen wurden sie auch durch den Zusammenbruch des Nachbarlandes; die Bewohner Nordostkenias sind ethnische Somalis.

„Der Staat wusste nicht, was tun“, berichtet Abdi. „Seine Ver-



Für ihre Friedensarbeit vielfach ausgezeichnet: Dekha Abdi Foto: ap

VERMITTLUNG Dekha Abdi hat Konflikte in Kenia befriedet. Dem Klimawandel will sie ähnlich beikommen

Expertin für den Frieden

treter kannten nichts anderes, als hart durchzugreifen – und das haben sie gemacht.“ Abdis erklärtes Ziel war, beide Seiten zu versöhnen. „Wir brauchten Vermittler, aber fast alle einflussreichen Persönlichkeiten waren irgendwie in die Unruhen verwickelt“, beschreibt sie die Lage. Also bauten Abdi und ihre Freunde mühsam eine neue Gruppe von Friedensvermittlern auf – Jugendliche, Frauenrechtlerinnen, aber auch einzelne, integre Persönlichkeiten aus Polizei, Militär und Politik. Auch die Ältesten, die in früheren Zeiten für die Lösung von Konflikten zwischen verfeindeten Clans zuständig gewesen waren, waren dabei. Sie gründeten „Friedenskomitees“: Alle Seiten sollten sich an einen Tisch setzen, Lösungen diskutieren und Vereinbarungen abschließen.

Das alles ging nur langsam voran – aber es ging voran. Eines Tages fand eine Friedenskonferenz mit Clanchefs und Religionsführern an der Grenze zu Äthiopien statt. Auch ein schweigsamer, junger Mann saß dabei. Erst nach drei Tagen habe er das Wort ergriffen, berichtet Abdi. „Da hat er gesagt: ich habe

„Wir Vermittler dürfen nicht glauben, die Probleme anderer lösen zu können“

umgerechnet 5.000 Euro hier in meinem Umhang versteckt, mit denen ich in Somalia Waffen kaufen wollte.“ Der junge Mann gestand, als Spion gekommen zu sein. Doch die Berichte vom Leid seiner Feinde hätten ihm klargemacht, dass es beiden Seiten gleich schlecht ginge und der einzige Weg zum Besseren darin bestehe, die Kämpfe zu beenden. Es ist eine der Eigenheiten von Dekha Abdi, dass sie solche Geschichten erzählen kann, ohne sich selbst damit zu schmücken.

Heute sind Wajir und der Nordosten Kenias so gut wie befriedet. „Die Gesellschaft nimmt selbst Polizeiaufgaben wahr, wir haben Vermittler an den Wasserstellen, in den Schulen und entlang der Grenze, um jeden kleinen Konflikt beizulegen, bevor er wachsen kann.“ Für ihre Arbeit hat Abdi 2007 den Alternativen Friedensnobelpreis erhalten. Das Preisgeld investiert sie in eine Friedensuniversität in Wajir. Auf dem Lehrplan soll die Vermittlung von Wissen stehen, wie Konflikte friedlich beigelegt werden können. Ein angegliedertes Museum dokumentiert, wie die Menschen im Nordosten Kenias ihre jahrzehntelangen Konflikte überwinden haben.

Abdi selbst sieht sich inzwischen vor allem als Trainerin. „Ich will systematisch meine Erfahrungen weitergeben.“ So wird sie in den nächsten Tagen nach Molo reisen, wo nach den Wahlen Ende 2007 schwere Unruhen

Dekha Ibrahim Abdi (45)

■ lebt in Mombasa. Selbst Muslima und Somalierin, pflegt sie seit Jahren Freundschaften mit Menschen anderer Ethnien und Religionen. Sie gehört zu den 1.000 Friedensfrauen weltweit und erhielt 2007 den Alternativen Nobelpreis.

ausbrachen. Bis heute bedrohen sich Mitglieder verfeindeter Ethnien mit Mord und Totschlag. Die Muslimin Abdi will dort zusammen mit Pfarrern überlegen, wie die zerrissene Gesellschaft zu kitten ist. Berührungängste zwischen den Religionen hat sie nicht. „Ich finde es bereichernd, mit christlichen Kollegen zu arbeiten. Die meisten Gruppen, in denen ich mich engagiere, sind eher religiös gemischt.“

Abdi lehrt, anderen zuzuhören und viele andere kleine Schritte, die einen Verständigungsprozess erst möglich machen. „Das Wichtigste ist, dass wir Vermittler nicht glauben, die Probleme anderer lösen zu können“, sagt sie. „Wir können den Konfliktparteien nur auf dem Weg zur Lösung helfen.“

Was im Kleinen funktioniert, muss auch im Großen klappen, ist Abdi überzeugt. Selbst eine globale Krise wie der Klimawandel lasse sich ähnlich lösen wie der Konflikt in ihrer Heimatregion. „Der Globus besteht schließlich aus vielen Dörfern“, sagt sie – und das klingt jetzt nicht nach klammer Ostermarschrhetorik. „Was wir brauchen, ist eine Struktur, die festlegt, was richtig ist. Und wir brauchen Vorbilder aus Religion, Wirtschaft und Politik.“

Was Abdi darunter versteht, illustriert sie mit der Geschichte eines mittleren Verwaltungsgestellten bei einer Londoner Bank. Der bekam eines Morgens den Anruf seines Chef aus Dublin. Er teilte mit, er habe sein BlackBerry im Büro vergessen. „Steigen Sie in den nächsten Flieger und bringen Sie ihn hinterher“, habe der Chef gefordert. Der Mann weigerte sich – aus Umweltgründen. Er wurde entlassen und klagt derzeit vor einem Arbeitsgericht. „Wenn wir alle so handeln würden, wäre das Klimaproblem schnell gelöst“, schlussfolgert Abdi.

Naiv ist die Kenianerin aber nicht: Dass Durchschnittsverbraucher von heute auf morgen zu Ökos werden, glaubt sie nicht. Vielmehr gehe es um Impulse. „Erst müssen wir die Weltanschauung verändern, dann das Verhalten – so ist es bei jeder Konfliktlösung.“ Deshalb schlägt sie ein Forum gegen den Klimawandel vor. Der Politikergipfel in Kopenhagen sei dafür kaum der richtige Ansatz – auch, weil nicht nur global, sondern ebenso im Dorf diskutiert werden müsse. „Es ist doch so: Wenn genug Individuen, Städte und Religionsgemeinschaften auf klimafreundliche Strategien setzen, wird die Politik nachziehen“, sagt Abdi. Von oben werde es schlicht keinen Wandel geben, ist die Friedensfrau überzeugt. „Die Politik führt nicht, die Gesellschaft führt – und die Politik folgt.“

GUTE IDEE Tropenfichte

Tropenholz gehört in den Urwald – und nicht in deutsche Vorgärten. Weil Teak, Meranti oder Bangkirai sehr witterungsbeständig sind, werden sie häufig für Bauten und Möbel im Außenbereich eingesetzt. Zwar gibt es inzwischen ein Siegel für Plantagenholz. Doch Experten wie Udo Hans Sautter von der Forst-

lichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg gehen davon aus, dass dabei viel geschummelt wird. Viel umweltfreundlicher ist es deshalb, wärmebehandelte Fichten oder Kiefern einzusetzen. Werden die Stämme ein bis zwei Tage lang auf 200 bis 300 Grad erhitzt, schimmeln und faulen sie an-

schließend nicht. Die daraus geschnittenen Bretter bleiben auch bei Regen in Form und sind deshalb ähnlich einsetzbar wie Tropenholzer. Im Gegensatz zu lack imprägniertem Holz haben daraus hergestellten Produkte keine ungeschützten Stellen, weil das

Holz durch und durch verändert ist. Außerdem ist es ungiftig und bereitet auch bei der Entsorgung keine Probleme. „Wer im Internet nachguckt, wird genügend Angebote finden“, versichert Sautter. **AE Foto: ap**



INDIEN Die meisten Frauen sind im informellen Sektor tätig. Sewa setzt sich erfolgreich für ihre Rechte ein

Lobby für Arme

AUS DELHI
SASCHA ZASTIRAL

Ein Labyrinth aus Gassen führt in eine Slumsiedlung neben dem Okhla-Industriegebiet in Indiens Hauptstadt Neu-Delhi. Im Inneren des Armenviertels spielen Kinder. Kleine Geschäfte verkaufen Zigaretten, Waschpulver und Telefongespräche. Die Menschen, die hier leben, haben sich im Lauf der Jahre kleine Backsteinhäuser gebaut. Manche sind zwei Stockwerke hoch. Wie die meisten Slums in Indien ist auch dieses Armenviertel ein riesiges Kleinindustriegbiet.

Hinter offenen Türen sitzen Frauen auf dem Boden an Nähmaschinen und setzen Stoffbahnen zusammen. Andere stecken kleine Kunststoff- und Metallteile in die bunt besetzten Armbänder. Die Aufträge dazu haben die meisten von ihnen im benachbarten Industriegebiet bekommen. Die Firmen, die dort ihren Sitz haben, exportieren die Produkte aus dem Slum überallhin in die Welt. Etlliche Frauen aus dem Slum arbeiten tagsüber in den nahe gelegenen Vierteln von Indiens Mittelschicht. Sie verdienen ihr Geld als Haushaltshilfen und putzen, kochen und waschen dort Wäsche.

Die selbstständigen Frauen organisieren sich

Das ist der Regelfall in Indiens Arbeitswelt: 93 Prozent aller Arbeiter verdienen ihr Geld im informellen Sektor. Soll heißen: Sie schaffen ohne gesicherte Arbeitsverhältnisse und ohne Krankenversicherung. Sie führen ein Leben ohne Sicherheit. Der Anteil der Frauen, die auf diese Weise arbeiten, liegt sogar noch höher.

Die Organisation Sewa möchte das ändern. Der Name steht für „Verband selbstständig beschäftigter Frauen“. „Wir sind heute in neun Bundesstaaten aktiv“, sagt Renana Jhabvala. Sie ist die Vorsitzende des Sewa-Dachverbands Sewa Bharat in Neu-Delhi. „Wir sind an keine politische Partei gebunden, sehen uns aber als politische Bewegung“, erklärt Jhabvala weiter. Das Ziel von Sewa: die selbstständig tätigen Frauen zu organisieren, ihnen Zugang zu günstigen Krediten zu verschaffen und ihnen eine Stimme gegenüber ihren Arbeit- und Auftraggebern geben.

„Die Stadtverwaltung in Delhi ist gegenüber den Armen rücksichtsloser als in andere Städten und Bundesstaaten“, erklärt Jhabvala. Denn die Entscheidungsträger gingen regelmäßig gegen Kleinbetriebe in Wohnvierteln vor. Auch die vielen inoffiziellen Märkte in der Stadt – etliche Sewa-Mitglieder sind selbstständige Händlerinnen – würden immer wieder geschlossen. „Vor allem müssen die Menschen jetzt Angst haben, dass ihre Slums abgerissen werden.“

Denn im kommenden Jahr hält Delhi die Commonwealth Games ab, den größten Sportevent unter den Commonwealth-Staaten. Bis dahin soll Delhi zu einer vorzeigbaren Weltstadt ausgebaut werden. Et-

liche Slums sollen verschwinden oder an den Stadtrand umgesiedelt werden. Doch für viele selbstständige Arbeiterinnen wäre dies fatal. Denn sie könnten dann kaum noch ihre Arbeitsplätze erreichen. Viele von ihnen, die in Haushalten arbeiten, müssten in diesem Fall Tag für Tag stundenlang zu ihren Arbeitsplätzen fahren.

Darüber hinaus sorgt Sewa dafür, dass sich die Frauen zu Mikrofinanzgruppen zusammenschließen, erzählt Renana Jhabvala. „Hinzu kommen Mikroversicherungen und gemeinsame Pensionskassen.“ Die Frauen könnten so ihr Geld viel besser verwalten und müssten sich nicht mehr von Tag zu Tag auf neue durchschlagen.

Die Polizei kassierte Schmiergelder und zog ab

Usha Bhen, 32 Jahre alt, vertritt Sewa in ihrem Armenviertel. Sie trägt ein lilafarbenes Sari-Wickelkleid und hat sich in eine braune Decke gewickelt. „Bhen“ bedeutet „Schwester“. Viele arme Frauen in Indien geben sich diesen Namen. Denn der tatsächliche Nachname ist in Nordindien zumeist der Name der Kaste. Vor allem Dalits, Mitglieder der einst „unberühmbaren“ Kasten, vermeiden es auf diese Weise, ihre soziale Herkunft preiszugeben.

„Vor vier Jahren bin ich ein Mitglied von Sewa geworden“, sagt Usha Bhen. Damals habe sie als Händlerin gearbeitet und sich gegenüber den Behörden und der Polizei machtlos gefühlt. Immer wieder seien Polizisten auf dem kleinen Markt, wo sie gebrauchte Kleidung verkauft hat, aufgetaucht und hätten gedroht, ihn zu schließen. Dann hätten sie



Sewa-Mitglieder warten auf ihren Mikrokredit vor der Sewa-Bank Foto: Venturi Riccardo/laif

Was ist Sewa?

■ 1972 in Ahmedabad im indischen Bundesstaat Gujarat gegründet, besteht die Self Employed Women Association (Sewa) inzwischen aus fast einer Million Mitgliedern sowie einem Netzwerk mit mehreren tausend Basisgruppen und fast hundert Kooperativen in neun indischen Bundesstaaten. Sewa ist eine neue Form von Gewerkschaft, in der sich die bisher rechtlosen Müllsammelerinnen, Marktfrauen oder Heimarbeiterinnen aus dem informellen Sektor organisiert haben. Die Sewa-Bank vergibt Kleinkredite und -versicherungen, die Sewa-Stiftung für Wohnraum unterstützt Frauen in Slums, die Sewa-Akademie bildet sie weiter. www.sewa.org

Schmiergelder kassiert und seien weitergezogen.

„Heute kann ich mich gegenüber der Polizei behaupten“, sagt Usha Bhen entschlossen. Denn viele der Frauen in ihrem Stadtteil seien nun über Sewa organisiert. Die Organisation hat einen Einfluss auf die Stadtverwaltung. Nach einigen Monaten haben die Stadt den Verkäuferinnen einen Standort für einen legalen Markt zur Verfügung gestellt, den Sewa mit der Verwaltung ausgehandelt hatte. Usha Bhen wurde zur Sewa Sathi, zur Ansprechpartnerin der Organisation in ihrem Viertel.

Die hohe Zahl von Arbeiterinnen, die weder fest angestellt noch durch Arbeitsschutzrechte gesichert sind, spiegelt Indiens extrem hierarchische Sozialordnung und die wachsenden Kontraste des Landes wider. Denn Kontakte zur regulären Wirtschaft oder ins Ausland haben meist nur Geschäftsleute, die aus der urbanen Mittelschicht des Landes stammen. Dagegen haben die 38 Prozent der Menschen in Indien, die als sehr arm gelten, bislang kaum eine Lobby, die für ihre Interessen eintritt.

„Auch das versuchen wir zu ändern“, erklärt Renana Jhabvala. Die Organisation fasste in Delhi viele ihrer Mitglieder zu Kooperativen zusammen, trat gegenüber Auftraggebern aus der Wirtschaft als Vermittler auf und handelte Aufträge zu weit besseren Preisen aus. Viele Sewa-Arbeiterinnen erhalten ihre Aufträge nun direkt von Firmen aus dem In- und Ausland.

Die Mittelschicht, die bislang mindestens die Hälfte des Gewinns gemacht haben, sind damit vielerorts aus dem Rennen. „Viele der Frauen verdienen

nun doppelt so viel wie davor“, sagt Jhabvala. Manche von ihnen hätten nun ein regelmäßiges Einkommen von mehr als 100 Euro im Monat – doppelt so viel wie der Landesdurchschnitt.

Die Gründerin der Organisation ist die bekannte Anwältin und Menschenrechtsaktivistin Ela Bhatt. Die heute 76-jährige hat Sewa 1972 ins Leben gerufen. Damals leitete sie den Frauenverband einer großen Gewerkschaft von Textilarbeitern. Seit 2007 gehört sie dem Rat der Ältesten an,

Armut ist politisch. Wenn Armut herrscht, lässt eine Gesellschaft sie zu, sagt Ela Bhatt

einem Beratergremium, in dem auch Nelson Mandela, Kofi Annan, Muhammad Yunus, der Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu und der ehemalige US-Präsident Jimmy Carter aktiv sind.

Ihre Arbeit sei stark von den Ideen Gandhis beeinflusst, sagt Ela Bhatt, die aus demselben Bundesstaat stammt wie Indiens großer Unabhängigkeitskämpfer – aus Gujarat. „Gandhi hat aufgezeigt, dass Armut inakzeptabel ist“, sagt Bhatt. „Daran musste ich denken, als ich die vielen armen, selbstständigen Textilarbeiter gesehen habe, während ich für die Textilerwerkschaft gearbeitet habe.“

Nach und nach habe sie dann beschlossen, ihre Arbeit dort zu verlassen und sich für die freibeschäftigten Arbeiterinnen einzusetzen, die damals kein Gesetz geschützt hat. „Doch heute beobachten wir, wie die Arbeit im in-

formellen Sektor weiter zunimmt“, sagt Bhatt. Denn die Schwellen- und Entwicklungsländer müssten nun miteinander und mit den Industrienationen konkurrieren. In Indien bedeutet das: den Abbau von immer mehr festen Stellen und immer mehr Verlagerung von Arbeit in Hinterhofbetriebe. „Die weltweite Wirtschaftskrise hat diese Entwicklung sogar noch beschleunigt“, fügt Ela Bhatt hinzu.

„Armut ist politisch. Denn wenn Armut herrscht, heißt das, dass ein Konsens innerhalb einer Gesellschaft besteht, der Armut zulässt.“ Die indische Regierung müsse nun Mindestlöhne einführen und diese überall, auch im riesigen informellen Sektor des Landes durchsetzen, sagt Bhatt. Nur so könne Armut effektiv bekämpft werden.

Usha Bhai, die frühere Händlerin, spürt heute einen großen Unterschied zu dem Leben vor ihrer Sewa-Mitgliedschaft. „Früher habe ich nur gearbeitet oder war zu Hause. Heute organisiere ich Treffen mit anderen Frauen, trage unsere Anliegen bei der Stadtverwaltung vor und habe das Gefühl, dass ich unsere Lage wirklich verbessern kann.“

Auch die Männer der Sewa-Frauen unterstützen die Arbeit der Organisation. „Zuerst war mein Mann skeptisch, weil ich so viel unterwegs war und von Treffen zu Treffen gegangen bin“, berichtet Usha Bhai. Doch heute sehe er, dass ihre Arbeit Früchte trage, und stehe voll hinter ihr. „Wir haben erkannt, dass wir unsere Lage verbessern können, wenn wir nur genug Frauen mobilisieren. Das tun wir, und wir kämpfen gemeinsam für eine bessere Zukunft unserer Kinder.“



Textilarbeiterin und Sewa-Genossenschaftlerin Foto: Venturi Riccardo/laif

GUTE IDEE

Kippenmode

In Taiwan stellt Designer Colin Lin Schuhe aus alten Zeitungen her, die Recyclingtaschen der Schweizer Firma Freitag haben längst Kultstatus. Und auch in Chile nutzen Modedesigner vermeintlichen Abfall zur Herstellung von Kleidung und Accessoires. Die Firma Modulab zum Beispiel ließ sich von Freitag inspirieren. Bereits seit 1996 stellt das Unternehmen mit Kinowerbung bedruckte Taschen, Mützen und Stiefel aus PVC her. Außerdem kreieren die Designer Brieftaschen, Gürtel und

andere Accessoires aus wiederaufbereiteten Autoreifen. Die Firma Duotipo wiederum verarbeitet Mittelstücke alter Disketten zu Knöpfen in verschiedenen Farben. Unter dem Markennamen Mantis schliefen verkaufte Alexandra Guerrero und Ricardo Cheuquante Mützen, Kleidung und Decken aus Zigarettenfil-

tern. Diese lösen sie vom Papier und befreien sie unter Hochdruck von giftigen Rückständen wie Teer und Nikotin. Die gereinigten Fasern werden aufgeribbelt, eingefärbt und mit Schafwolle gemischt. Die daraus angefertigten



Kleidung besteht letztlich zu zehn Prozent aus Zigarettenkippen. **IPS, TAZ**
Foto: ap